



Die Bettschuhe meiner Oma

Die Großmutter der Fotografin Stephanie Harke war demenzkrank, vor acht Jahren ist sie gestorben. Hinterlassen hat sie ein farbenfrohes Erbe. Ihre Enkelin hat uns die Geschichte erzählt, die damit verbunden ist

Meine Oma Helene starb 2015. Ihre Hinterlassenschaft bestand unter anderem aus unzähligen Paaren wollener Bettschuhe in allen Farben und Formen. Es sind dutzende individueller Kreationen, keine ist wie die andere. Das Häkeln war eben einfach ihre Lieblingsbeschäftigung.

Tragen konnte man sie irgendwann nicht mehr – auch, weil Oma gegen Ende ihres Lebens und mit fortschreitender Demenz nur noch Einzelstücke oder Unpaare produzierte. Diese Aufnahmen bilden, wie ich finde, ihre zunehmende Erkrankung deutlich ab: In ihren letzten Lebensjahren war sie immer weniger in der Lage, die Bettschuhe so hinzubekommen wie in den Jahrzehnten zuvor.

Noch heute stehen in meinem Keller zwei Säcke mit ihren Kunstwerken. ◀

Die Demenz hat meine Oma verändert: Sie ist verletzlicher geworden

Nach ihrem Tod habe ich mich zunächst gefragt, was ich damit anfangen soll. Sie wegzuwerfen brachte ich nicht übers Herz – aber in den Säcken lassen wollte ich sie auch nicht, sonst zerfressen sie irgendwann nur die Motten. Also habe ich begonnen, sie zu verschenken, und 2019 habe ich angefangen, die verbliebenen vor bunten Hintergründen zu fotografieren.

In meiner Kindheit hat meine Oma eine wichtige Rolle gespielt. Ich hatte immer Respekt vor ihr – auch, weil sie ziemlich unnahbar war. Trotzdem hat sie immer versucht, mir ihre Liebe zu zeigen. War ich bei ihr zu Besuch, bekam ich morgens immer ein Brot, das nicht nur dick mit Nutella bestrichen war, sondern darunter auch noch, mindestens ebenso dick, mit Butter. Sind wir in den Zoo gegangen – was sie immer gern getan hat –, hatten wir immer mehr als genug zu essen dabei. Wir sollten nie Hunger haben müssen. Die Bettische wurde ich heute ähnlich interpretieren wie die Brote: Für uns immer wieder neue Exemplare zu häkeln, war ihre Art, Fürsorge zu zeigen. Wir sollten es warm haben.

Trotzdem war meine Oma eine strenge Frau, die konstant versucht hat, ihre Emotionen unter Kontrolle zu haben. Zur Begrüßung hat sie mir stets die Hand hingehalten. Von meinen Freunden kenne ich das anders. Da wird

man in den Arm genommen, fest gedrückt und geherzt. Aber wir konnten ihr das gut verzeihen, denn wir wussten, wo es herkommt: aus den Erfahrungen, die sie während des Krieges und kurz danach machen musste.

Ich glaube, das Leben meiner Oma ähnelt dem vieler Frauen ihrer Herkunft und ihrer Generation: Sie wurde 1919 in Schlesien geboren, in der Nähe von Breslau, und hatte fünf Geschwister. Gegen Ende des Krieges und danach hat sie Furchtbares erlebt. Weil ihre Schwester bereits in Hannover war, ist sie auf ihrer Flucht ebenfalls dort gelandet – und hat dort auch meinen Opa kennengelernt, der ebenfalls aus Schlesien stammte.

Zwei Töchter haben sie bekommen – eine davon ist meine Mutter. Mein Opa ist bereits 1971 gestorben. Ich habe ihn nie kennengelernt, ich kam erst 14 Jahre später auf die Welt. Nach seinem Tod hat Oma jahrzehntlang allein gelebt, bis sie im Alter erst bei meiner Mutter und dann in einer Demenz-WG gewohnt hat.

Gehäkelt hat sie ihr Leben lang. Oma war sehr modebewusst und immer sehr schick angezogen, deshalb hat sie – vor der Demenz

– sehr bewusst darauf geachtet, wie ihre Werke aussehen. Da waren Spitze und Schaft auch mal in der einen Farbe und der Rest in einer – dazu passenden – anderen. Doch je weiter die Krankheit fortschritt, desto wilder wurden die Kombinationen. Und die Formen. Manchmal hat Oma gehäkelt und gehäkelt, bis so ein Teil einen Meter lang war.

In der Zeit, als sie bei meiner Mutter lebte, hat diese versucht, immer genug Wolle zu Hause zu haben. Denn da hat meine Oma fast nur noch gehäkelt. Reden ging da manchmal noch, aber manchmal eben auch nicht mehr. Häkeln war das Einzige, was sie noch tat. Oft hat sie dabei auch aufrecht im Zimmer gestanden, was einen sehr merkwürdigen Eindruck machte – einerseits sehr ruhig, andererseits sehr rastlos.

Als die Demenz stärker wurde, hat sie sich sehr verändert. Aber auf eine überraschende Art und Weise. Die Krankheit hat bei ihr eine verletzliche Seite zum Vorschein gebracht, von der ich bis dahin nie vermutet hätte, dass sie überhaupt existiert. Und sie wurde liebevoll, hat mir zur Begrüßung Küsschen gegeben. Diese Züge hatte sie vermutlich schon immer, aber die Kriegserfahrungen haben sie versteinern lassen. Sie hat danach keine Gefühle mehr zugelassen.

Ihr neues Verhalten konnte ich gut annehmen, weil es so unmittelbar war. Aber wirklich schön war es vor allem für meine Mutter, die ihre Mutter dadurch noch einmal ganz anders kennenlernen konnte.

Und so erinnern diese bunten Bettische sie, meine Schwester und mich vor allem an diese letzten, sehr fröhlichen Zeiten mit ihr. ●

Das ist die Fotografin

Stephanie Harke, 37, begann ihre berufliche Laufbahn mit einer Ausbildung zur Fotografin. Seit einem Praktikum beim Reportagemagazin „Geo“ im Jahr 2009 arbeitet sie auch als Fotoredakteurin, in Festanstellung etwa bei der Zeitschrift „stern“. Ihre Schwerpunkte liegen im Fotojournalismus und in der Dokumentarfotografie.

Heute ist sie als freiberufliche Bildredakteurin und Fotografin für verschiedene Magazine und Agenturen tätig, so auch für ‚Leben jetzt‘.

Zudem war bzw. ist sie Mitglied der Jury des World Press Photo Award 2022 und des Global Peace Photo Award. Mit ihrer „Bettische“-Serie gewann sie im vergangenen Jahr den **Sonderpreis** beim Wettbewerb **Desideria Care Preis für Fotografie – Demenz neu sehen**.



Fotos: Stephanie Harke

